

# ANNE JACOBS

als  
LEAH BACH

## Sanfter Mond über Usambara

Von der Autorin  
der Bestsellerserie

DIE  
TUCH  
VILLA

ROMAN

blanvalet

Lächelnd schüttelte sie den Kopf und lehnte sich an ihn. Sie wollte ebenso wenig in Leer bleiben, wie er Lust hatte, sich in London niederzulassen.

Er begann, ihr von Berlin zu erzählen. Er hatte dort Verbindungen geknüpft, Gleichgesinnte getroffen und Pläne für ein neues Buch gefasst. Es sei durchaus möglich, dass ein anderer Geist einkehre, was das Vorgehen in den Kolonien betraf, Ministerialdirektor Bernhard Dernburg, der gegenwärtig die Kolonialangelegenheiten leite, erschiene vielen als Hoffnungsträger. Er selbst jedoch zweifle daran, denn Dernburg sei Ökonom, habe früher die Bank für Handel und Industrie geleitet, da liege es doch auf der Hand, welche Absichten er bezüglich der Kolonien hegte. Immerhin habe Dernburg wohl vor, Ostafrika zu bereisen – ein Zeichen, dass er seine Aufgabe ernst nähme.

Ein winziges Hoffnungsfünkchen glomm in ihrem Herzen auf, doch sie schwieg. Afrika war fern, vorerst führte kein Weg dorthin zurück. »Berlin ist eine faszinierende Stadt, Charlotte. Es würde dir dort gefallen, und auch für Elisabeth böten sich viele Möglichkeiten. Es gibt hübsche Seen und recht ländliche Regionen, wir könnten ein Haus mieten und sie auf eine gute Schule schicken ...«

»Nein. Nicht nach Berlin, George.«

Er starrte sie einen Augenblick verwirrt an, dann hatte er begriffen.

»Max' Bruder und seine Schwägerin haben sich doch seit Jahren nicht mehr bei dir gemeldet, und auch Elisabeths Großeltern haben nichts mehr von sich hören lassen ...«

»Ganz gleich«, beharrte sie aufgeregt. »Max' Bruder hat damals, nach Max' Tod, die Vormundschaft für Elisabeth beansprucht. Die Familie wollte, dass sie zu ihnen auf ihr Gut in Brandenburg kommt. Eine von Roden dürfe nicht in Afrika zwischen Negern und Affen aufwachsen! Nein, diese Leute sollen auf keinen Fall erfahren, dass sich das Mädchen in Deutschland befindet.«

Er atmete tief ein und aus, und sie spürte seine Unzufriedenheit. Plötzlich tat sich ein Riss zwischen ihnen auf – noch eben war sie bereit gewesen, ihm bis ans Ende der Welt zu folgen, jetzt stand etwas zwischen ihnen. Ihr Kind. Ihre wundervolle Tochter, die sie auf keinen Fall verlieren wollte, schon gar nicht an die Familie ihres verstorbenen Mannes, mit der sich dieser vor langer Zeit überworfen hatte.

»Ich könnte sie adoptieren«, schlug George vor.

»Das ist eine wundervolle Idee«, erwiderte sie gerührt. »Aber wird das nicht eine umständliche, komplizierte Angelegenheit sein?«

Ihre Bedenken waren nicht unbegründet. George war Brite, und auch Charlotte hatte durch ihre Heirat die britische Staatsbürgerschaft erhalten. Elisabeth jedoch war Deutsche wie ihr verstorbener Vater.

»Vielleicht möchtest du ja wieder nach Kairo gehen?«, schlug sie vor, bemüht, einen Ausweg zu finden. »Ich glaube, dort könnten wir recht gut miteinander leben.«

Er grinste, und da niemand außer den spielenden Kindern in der Nähe zu sehen war, küsste er sie auf die Wange und suchte dann ihren Mund.

»Du hättest wohl Lust, auf einem Kamel durch die Wüste zu reiten, hab ich recht? Gestehe, dass diese Idee dich immer noch umtreibt!«

»Es ist deine Schuld, George. Hättest du nicht diese wundervollen Briefe und Manuskripte geschickt ...«

»Schmeichlerin.«

Lachend zog er sie an sich, hielt sie fest und wurde dann rasch wieder ernst. Sie waren heimatlos, hingen in der Luft mit herabbaumelnden Wurzeln, die versuchten, einen geeigneten Boden zu finden, mit dem sie verwachsen konnten. »Es ist mir gleich, Charlotte. Ich bin dort zufrieden, wo auch du glücklich bist. Aber ich denke, Elisabeth sollte eine deutsche Schule besuchen.«

Also in Deutschland, er hatte ja im Grunde nicht unrecht.

»Nenn mir einen Ort«, forderte er sie auf.

Sie zögerte und malte mit dem Fuß Kringel ins frische Gras, das sich jedoch gleich wieder aufrichtete.

»Emden?«

Dort hatte sie vor vielen Jahren mit ihren Eltern und dem kleinen Bruder gelebt. Es war nicht allzu weit von Leer entfernt, die Großmutter würde Elisabeth hin und wieder zu sehen bekommen, und auch Ettje konnten sie besuchen. Ein klein wenig Nestwärme, wenn auch auf die Entfernung. Menna würde sie sich schon vom Halse halten.

»Also Emden!«, rief er erleichtert. »Meinetwegen. Es ist ebenso gut wie jeder andere Ort!«

*Oktober 1906*



Graue Wolkenungetüme zogen über den Himmel wie endlose Herden fliehender Tiere, ballten sich zusammen, rissen auseinander, zerfaserten zu bleiernem Gespinst. Nur selten ließ die Sonne eine Welle im Emdener Hafenbecken aufblitzen, das Wasser blieb düster wie der Himmel, und die Fischerboote, die am Delft festgemacht hatten, erschienen Charlotte wie traurige Gefangene. Das Meer war weit. Dort, jenseits des Gewirrs aus Seen und Kanälen, Fabrikschloten und Hebekränen, suchte sich die Ems ihren Weg durch den flachen Dollart in die Nordsee. Dampfer und Frachtkähne konnten ihrem Lauf folgen und auch die Möwen, diese kühnen, freien Segler der Lüfte. Charlotte konnte es nicht, nicht einmal mit den Blicken.

Es war ganz sicher der Herbst, der ihr aufs Gemüt schlug. Ein heftiger Wind blies hier am Hafenbecken ungehindert in die Stadt hinein, bauschte Mantel und Kleid und zwang Charlotte, ihren Hut festzuhalten. Als sie jetzt eilig zur Rathausseite hinüberlief, kam ihr ein Junge entgegen, der eine zweirädrige Karre vor sich herschob. Er stemmte sich mit aller Kraft gegen sein Gefährt und hatte die Mütze so tief ins Gesicht gezogen, dass seine Augen kaum zu sehen waren. Sie war froh, als sie die schützenden Häuserreihen erreicht hatte, schlug fröstelnd den Mantelkragen hoch und besah die Auslagen der Geschäfte. Es gab wundervolle Läden in Emden, man konnte englische Stoffe und spanischen Wein erwerben, die neuesten Bücher und Journale, Leckereien aus aller Herren Länder und dazu allerlei hübschen Krimskrams wie Lampen mit Perlenschnüren, bemalte Tabaksdosen, zierliches Teegeschrir oder Nippesfigürchen aus Porzellan. Wie merkwürdig, dass ihr beim Anblick der alten, großen Patrizierhäuser nicht selten lang verschüttete Erinnerungen durch den Kopf schossen. – Ihre Mutter, zart und dunkelhaarig, frierend in den Mantel gekuschelt – hatte sie mit ihr vor ebendiesem Geschäft gestanden, durch ebendieses Schaufenster neugierig auf rosenbemalte Teller und bunte Porzellanengelchen gestarrt? So rasch dieses Bild vor ihrem Inneren auftauchte, so schnell war es auch wieder verschwunden.

Die Schwangerschaft, dachte sie lächelnd. Damals, als ich Elisabeth in mir trug, fielen mir auch so viele Dinge aus meiner Kindheit wieder ein.

Vielleicht sollte sie diesen rosigen Engel aus bemaltem Wachs kaufen? Ach nein, George würde sie doch nur auslachen. Vermutlich wartete er in dem hübschen Haus in der Osterstraße schon ungeduldig auf sie, wie er es immer tat, wenn sie allzu lange in der Stadt herumlief und mit Einkäufen beladen zurückkehrte. Sie sollte nicht so schwer tragen, nur kurze Spaziergänge unternehmen, sich nach dem Mittagessen hinlegen, ein wenig lesen, Briefe schreiben oder auf dem Klavier spielen, das er für sie gekauft hatte. Gut – die Schwangerschaft war nicht ohne Probleme, sie hatte Schmerzen und sogar kleinere Blutungen gehabt, doch das war jetzt vorüber, sie war schon im vierten Monat und fühlte sich gesund. Dass sie noch einmal ein Kind empfangen hatte – sie war immerhin schon sechsunddreißig Jahre alt –, empfand Charlotte als ein großes Geschenk. Dieses Kind war die Erfüllung ihrer Liebe, mehr noch: Es war ein Triumph. George, der Sohn und Tochter in London nicht sehen durfte,



würde wieder Vater werden, und dieses Mal sollte nichts und niemand ihn von seinem Kind trennen. Was Marie ihm angetan hatte, würde sie, Charlotte, wiedergutmachen.

Eine Weile zögerte sie und überlegte, ob sie nicht wenigstens den Teewärmer aus wattiertem Stoff kaufen sollte, der ein traumhaft schönes Muster aus dunklen und lindgrünen Efeublättern hatte, dann jedoch sagte sie sich zum wohl hundertsten Mal, dass sie Georges Geld nicht so leichtfertig ausgeben sollte, auch wenn er ihr niemals deshalb Vorwürfe machte. Im Gegenteil, er hatte lächelnd verfolgt, wie sie das gemietete Haus mit allerlei hübschen Dingen anfüllte, und wenn sie gemeinsam in der Stadt unterwegs waren, verschwand er hier und da in einem Geschäft, um ein Buch, ein Schmuckstück oder einen Notenband für sie zu erwerben. Auch Elisabeth, die inzwischen eine Schule besuchte, wurde von ihm reich bedacht, eigentlich zu reich; man hätte auch sagen können, er verwöhnte das Mädchen nach Strich und Faden.

Als es von der großen Kirche Mittag läutete, trug der Wind die ersten feinen Regentropfen heran, und Charlotte beschloss, nun doch nach Hause zu gehen. Zwei Knaben in Schuluniform und mit roten Mützen liefen an ihr vorbei – heute war Mittwoch, da war nachmittags frei im Gymnasium, und auch Elisabeth, die erst die Volksschule besuchte, würde dort bald von ihrem Hausmädchen abgeholt werden. Die Kleine war stets übervoll mit Schulerlebnissen, wenn sie nach Hause kam, und Charlotte fand es wichtig, ihrer Tochter geduldig zuzuhören, um notfalls helfen oder maßregeln zu können. Elisabeth hatte sich zwar überraschend schnell mit der neuen Situation abgefunden, doch sie war – wie erwartet – den Mitschülern weit voraus und langweilte sich im Unterricht, was dazu führte, dass sie allerlei Schabernack trieb. Weit problematischer erschien Charlotte allerdings, dass ihre Tochter einen Kreis ehrfürchtiger Freundinnen und Bewunderer um sich versammelt und dadurch den Neid einer ihrer Mitschülerinnen erweckt hatte. Es handelte sich um ein Mädchen namens Jule Böttcher, genannt Julchen, die Tochter eines wohlhabenden und einflussreichen Emdener Ratsherrn. Momentan herrschte Krieg im Klassenzimmer, die einen hielten zu Elisabeth von Roden, die anderen zu ihrer Gegenspielerin, die von Elisabeth nur als »blöde Angeberziege« bezeichnet wurde. Was im Einzelnen geschehen war, konnte Charlotte nicht immer aus Elisabeth herausbekommen, sicher war nur, dass das Mädchen verbissen um seine Position kämpfte.

»Du kannst ihr nicht helfen«, hatte George zu Charlottes Überraschung behauptet. »Sie muss lernen, wie weit sie gehen kann. Sobald sie ihre Kräfte gemessen haben, können sie und Jule Böttcher noch dicke Freundinnen werden.«

Charlotte wusste natürlich, dass George darauf bedacht war, jegliche Aufregung von ihr fernzuhalten, und die Lage deshalb herunterspielte. Nein, so einfach war das nicht. Elisabeth stand unter großer Anspannung und schlief unruhig. Vor einigen Wochen, ausgerechnet an ihrem siebten Geburtstag, hatte sie mit einer heftigen Angina und hohem Fieber im Bett liegen müssen. Wenn dieser Kleinkrieg in der Schule weiter anhielt, würde sie mit dem Lehrer sprechen müssen.

Nass und keuchend vom eiligen Lauf bog sie in die Osterstraße ein und hatte nun wenigstens den Vorteil, dass der Wind sie vor sich hertrieb. Das Haus, das sie gemietet hatten, war ein zweistöckiges Backsteingebäude mit rotem Ziegeldach und schmalen, hohen Fenstern, auf der Wiese im Vorgarten lag ein gewaltiger, verrosteter Anker. Ein Kapitän hatte das Anwesen vor

Jahren erbauen lassen, jetzt gehörte es seinem Sohn, der das Elternhaus nicht verkaufen mochte und froh war, einen Mieter gefunden zu haben. Bei ihrem ersten Besuch in Emden hatte die Großmutter Charlotte auch das Gebäude gezeigt, in dem sie vor vielen Jahren mit ihren Eltern und dem kleinen Bruder gelebt hatte. Es lag nicht weit von ihrem jetzigen Domizil entfernt und schaute recht ähnlich aus, doch seltsamerweise hatte Charlotte keine Erinnerung mehr daran.

Vor der weiß lackierten Eingangstür musste sie einen Moment verweilen und tief durchatmen, damit sich das Herzklopfen etwas legte. Als sie in den Flur trat, kam Stine, das Hausmädchen, aus der Küche gelaufen, knickte ungeschickt – wer hatte dem Mädchen nur solch einen Blödsinn beigebracht? – und verkündete, Elisabeth sei im Kinderzimmer, wolle aber niemanden sehen und auch nichts zu Mittag essen.

»Ist sie krank?«

Das Hausmädchen war ein junges Ding, stämmig und ein wenig un gelenk, die Tochter eines Heringsfischers, die ihre breiten, roten Hände gern hinter dem Rücken versteckte. Doch Stine war nicht dumm, und sie besaß ein natürliches Gespür für Mensch und Tier.

»Krank ist sie nicht, gnädige Frau. Eher ist ihr bannig was über die Leber gelaufen. Die Schultasche hat sie mir vor die Füße geschmissen, und nun sitzt sie auf ihrem Bett und heult.«

Charlotte zog seufzend die Hutnadeln heraus und reichte dem Hausmädchen den feuchten Mantel.

»Ist Post gekommen?«

»Die liegt beim gnädigen Herrn auf dem Schreibtisch.«

»Danke, Stine. Du kannst dann das Essen auftragen.«

Das Mädchen nickte, überlegte kurz, ob es nachfragen solle, unterließ es aber besser.

»Drei Gedecke«, ergänzte Charlotte, die Stines Unsicherheit richtig gedeutet hatte. »Ich rede mit ihr, sie wird schon kommen.«

Tatsächlich war durch die geschlossene Kinderzimmertür Elisabeths Schluchzen zu vernehmen. Charlottes Mutterherz zog sich zusammen. Sie hatte ihre Tochter aus dem Paradies gestoßen, sie aus dem freien Leben auf der Plantage am Kilimandscharo herausgerissen, ihr Hamuna, die liebevolle Kinderfrau, genommen. Es war kein Wunder, dass Elisabeth unglücklich war und sich selbst in Schwierigkeiten brachte ...

»Charlotte?«

George war aus seinem Arbeitszimmer getreten. Er setzte die goldgeränderte Brille ab, die er seit einiger Zeit zum Lesen benötigte, und musterte Charlotte vorwurfsvoll, dann umfasste er ihre Schultern und berührte mit den Lippen vorsichtig ihre Wange. Seit Neuestem ließ er sich wieder einen Bart stehen, auch wenn sie behauptet hatte, dieses blonde Gewächs kitzele sie ganz fürchterlich.

»Wieder mal so lange in Wind und Regen herumgelaufen«, schalt er sie. »Du schaust blass aus, indische Prinzessin. Setz dich und iss etwas, damit unser armes Baby nicht hungern muss ...«

»Ich will nur noch rasch hinüber zu Elisabeth ...«

»Nichts da! Du setzt dich jetzt hin. Ich kümmerge mich um unsere bezaubernde, sture Tyrannin.«

»Sie ist keine Tyrannin, George!«